



EVANGELISCH-LUTHERISCHE DOM-GEMEINDE
PASTOR MARTIN KLATT

3. Sonntag in der Passionszeit - Okuli
19. März 2017

Predigt: Markus 12, 41-44

Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein.

Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das macht zusammen einen Pfennig.

Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die etwas eingelegt haben. Denn sie haben alle etwas von ihrem Überfluss eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.

Ich sehe was, was du nicht siehst.

Jesus hat es gesehen. Darum ruft er die Jünger zusammen. Er will ihnen die Augen öffnen – oder auch: mit anderen Augen sehen zu lernen.

Ich sehe was, was du nicht siehst. Haben wir es schon entdeckt?

Zu sehen gibt es jedenfalls viel. Jesus und die Jünger sind in einem der Vorhöfe des Tempels in Jerusalem. Dort befinden sich die Schatzkammern und in der Halle davor die 13 Opferstöcke, in die die Spenden für bestimmte Zwecke eingelegt werden. In den Tagen vor dem Passa herrscht dort noch mehr Betrieb als sonst.

Der Tempel ist reich. Der Geschichtsschreiber Josephus berichtet: „Die äußere Gestalt des Tempels bot alles, was sowohl die Seele als auch das Auge des Betrachters in großes Erstaunen versetzen konnte. Denn der Tempel war überall mit massiven Goldplatten belegt, und mit Beginn des Sonnenaufgangs strahlte er einen ganz feurigen Glanz von sich aus, so dass die Besucher, sogar wenn sie durchaus hinsehen wollten, ihre Augen wie von den Sonnenstrahlen abwenden mussten.“

Inmitten dieser Pracht und mitten unter den *vielen Reichen, die viel einlegten*, fällt die Witwe in ihrer Armut kaum jemandem auf. Höchstens in ihrer Armut. Reichtum kann man sehen, Armut auch. Aber da muss man schon genauer hinsehen, denn Armut versteckt sich.

Wer wird auf sie geachtet haben? Ihre Spende – *zwei Scherflein, das ist ein Pfennig* – fällt nicht ins Gewicht, wenn abends zusammengezählt wird, auch wenn es *ihre ganze Habe ist und alles, was sie zum Leben hatte*.

Wer die Augen aufmacht und all den Glanz sieht, dem liegt vor Augen: Der Tempel braucht ihr Geld nicht. Oder nicht?

Sehen wir ganz klar? Oder haben wir etwas übersehen? Weil wer nur Augen hat für den äußeren, augenfälligen Reichtum, der die Augen blendet – einen anderen übersieht. Ich sehe was, was du nicht siehst.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, dass es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr hatte, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld.

Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: "Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: "Gott segne dir's," und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: "Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins; und noch

weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: "Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin.

Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter blanke Taler; und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.

Ach ja, ein Märchen: Gebrüder Grimm; Die Sterntaler.

Schöne Geschichte und ein wirklich märchenhafter Schluss. Kenn ich schon; weiß ich schon.

Ob es da noch mehr zu sehen gibt?

Ein kleines Mädchen – ohne Vater und Mutter, ganz allein. Ein kleines Mädchen von aller Welt verlassen. Nicht reich, sondern arm. Ohne Bleibe, ohne Zuhause. Nur die Kleider, die es auf dem Leib trägt, sind übrig geblieben; und ein Stück Brot von jemandem, der Mitleid hatte.

Die Not des kleinen Mädchens ist herzerreißend (gerade weil wir wissen, dass es sie nicht nur in Märchen gibt, sondern auch im wirklichen Leben). Der Anfang des Märchens klingt wie ein Ende: ein Mensch, der am Ende ist. Keine Zukunft zu sehen. Was soll da noch kommen?

Das Mädchen und die Witwe – nahe sind sie sich in ihrer Armut. Ohne den Mann, der verpflichtet war, für sie zu sorgen, lebten Frauen in Israel zur Zeit Jesu oft am Rande des Existenzminimums. Zumal dann, wenn sie allein ohne Familie dastanden. So bedeutete der Tod des Ehemannes nicht nur Trauer um den Menschen, mit dem man das Leben geteilt hatte, sondern oft auch materielle Armut und bittere Not. Es ist keine Übertreibung, wenn die Geschichte feststellt, dass die zwei Scherflein alles sind, was diese Frau im Moment zum Leben hat.

Siehe da! Kinderarmut und Altersarmut. Wer hinsieht, kann das mitten unter uns auch sehen.

Aber da ist noch von etwas Anderem die Rede. Es ist so leicht zu überhören und zu übersehen, weil es ja auch gar nicht ins Gewicht zu fallen scheint. Von dem Mädchen heißt es: *Es war aber gut und fromm. Und es hatte Vertrauen auf den lieben Gott.*

Welcher Reichtum in all der Armut. Er liegt in dem Mädchen selber. Es ist ein Reichtum des Herzens: Güte und Gottvertrauen. Andere Menschen, vielleicht ihre Eltern, haben ihn in das Kind hineingelegt. Gott hat ihn geschenkt. Er ist geblieben, als all das andere verloren ging.

Vom Reichtum ist gar nicht erst am Ende des Märchens die Rede, sondern schon viel früher, ganz am Anfang.

Ich sehe was, was du nicht siehst.

Ist es dieser Reichtum, den Jesus in der Witwe wahrnimmt? Güte, die danach fragt, wo ich Gutes tun kann? Gottvertrauen, das sich nicht beirren lässt – auch nicht von der eigenen Not?

Dieser Reichtum lässt sich mit dem Reichtum des Besitzes nicht verrechnen. Das kann man daran erkennen, dass er sorglos macht. Besitz macht nie sorglos.

In seiner Güte und Sorglosigkeit schenkt das Mädchen auch noch das letzte her, was es besitzt. Buchstäblich das letzte Hemd gibt es weg.

Wie die Witwe: *ihre ganze Habe, alles, was sie zum Leben hatte.*

Auszahlen tut es sich nicht. Im Gegenteil.

Lässt sich das Mädchen nicht ausnutzen? Sind die, die sie bitten, ebenso arglos wie sie? Wer sieht ihre Not? Handelt die Witwe vernünftig, wenn sie weggibt, was ihr noch blieb?

Und es sind ja nicht einmal Menschen in noch größerer Not (dann wäre es noch irgendwie einzusehen), sondern es ist ihr Opfer für den Tempel.

Was soll das? Das macht doch keinen Sinn.

Eine Sorglosigkeit tritt uns entgegen, die uns staunen oder den Kopf schütteln lässt – oder beides.

Aber Jesus sieht das nicht so. Er sieht, was diesem Blick verborgen bleibt. Er fragt nicht, was das soll. Er sieht, was es ist.

Und es ist, was es ist, sagt ja die Liebe (E. Fried), die immer mit anderen Augen schaut und nicht darauf sieht, was etwas kostet und ob es sich rechnet. Die aber einen Blick hat für die Schönheit und auch im Unscheinbarsten noch das Schönste sieht.

Darum sieht Jesus den Reichtum – einen Reichtum, der von anderer Art ist. Himmelsreichtum.

Als nichts mehr von ihrem ohnehin kleinen Besitz übriggeblieben ist, fällt dem Mädchen ein unglaublicher Reichtum in den Schoß: Sterntaler. Nicht Euros! Ein Himmelsreichtum, der sich nicht

verzehrt und nicht aufbraucht – so reich, dass er reicht ein ganzes Leben lang.

Solch einen märchenhaften Schluss hat die Geschichte von der Witwe nicht. Man möchte ihn ihr wünschen. Damit rechnen, mit ihm kalkulieren kann man nicht.

Jesus sieht ihn und er bringt ihn zu Ansehen. Seht doch!

Jesus sieht die Gabe – auch wenn sie klein ist; und er sieht die große Hingabe, die nichts zurückhält. Für einen Augenblick leuchtet ein Leben auf, das ganz aus dem Vertrauen zu Gott lebt und Gott in seiner Güte ganz ernst nimmt.

Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?... Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden – die Gott nicht kennen. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft.

Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.

Also: vom Himmel euch in den Schoß fallen.

Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. (Mt 6, 25ff.)

Seine Worte sind es – und hier sieht Jesus es wahr geworden in dem Tun dieser Frau.

Wenn mich jemand fragen würde, ob Jesus glücklich war, ich würde ihm diese Geschichte erzählen.

Hier sieht er das Vertrauen, zu dem er einlädt. Es ist ein Augenblick der Sorglosigkeit um sich selbst und des Vertrauens zu Gott. Ein Mensch lässt alle Sicherungen, Absicherungen und Versicherungen hinter sich und wirft sich dem lieben Gott in die Arme – mit einem Vertrauen, wie ein Kind es hat. Das ist sein Weg – Hingabe an das Leben, an Gott, für die Menschen.

Jesus geht der Frau nicht nach. Es befragt sie nicht nach ihren Motiven. Und er sagt auch nicht: Macht es ebenso wie sie!

Vielleicht war dies der eine Moment, in dem sie über sich hinaus und ganz bei Gott war. Vielleicht hat es im Leben dieser Frau nur diesen einen gegeben. Oder hat sie immer so gelebt?

Wir müssen das nicht wissen. Jesus wollte es auch nicht wissen. Aber er wollte, dass wir sehen, was hier geschieht. Seht ihr, was ich sehe? *Das Reich Gottes ist mitten unter euch* (Lk. 17).

Auch mitten in eurem Leben kann es geschehen.

Wer mit anderen Augen schaut, der sieht: der Tempel braucht sie, diese arme reiche Frau, die so wenig und so viel hat. Er braucht ihren Glauben, ihr Gottvertrauen. Durch sie wird er zu Gottes Haus. Durch sie wird das Haus zur Wohnung Gottes auf Erden.

Für dieses Haus gilt das auch. Wir wissen, was wir den vielen – auch den vielen Reichen – verdanken, die viel einlegen und spenden. Das soll auch nicht übersehen werden! Es ist des großen Dankes wert, und Jesus kritisiert sie nicht mit einem Wort.

Aber sein An-Sehen weitet unseren Blick, so dass wir den anderen Reichtum nicht übersehen, der uns geschenkt ist: den der Frömmigkeit und des Vertrauens zu Gott.

Es ist ein stiller Reichtum. Er stellt sich nicht zur Schau.

Aber wenn man mit Jesus sehen gelernt hat, kann man ihn sehen – auch hier im Dom.

In der Entschiedenheit des kleinen Jungen, der die Kerze am Lichteraltar für seinen Freund von seinem Taschengeld bezahlen möchte. In der Innigkeit seines Gebetes.

In der Ernsthaftigkeit, mit der die Menschen hier sind zum Gottesdienst. Im Achthaben aufeinander.

In einem Gottvertrauen, das die Frage, ob es sich rechnet, längst hinter sich gelassen hat.

Wem die Augen des Herzens dafür aufgegangen sind, wird immer wieder glücklich sein.

Und alles Sorgen weicht ein Stück zurück.

Wirf deine Angst / in die Luft

Bald / ist deine Zeit um

bald / wächst der Himmel / unter dem Gras

Fallen deine Träume / ins Nirgends

Noch duftet die Nelke / singt die Drossel

noch darfst du lieben / Worte verschenken

noch bist du da

Sei was du bist

Gib was du hast

(R. Ausländer)

AMEN.